

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundesparte Übersetzer des VS in der IG Medien

München
Mai/Juni 1992
26. Jahrgang, Nr. 5/6

Beim nachfolgenden Essay handelt es sich um den Text eines Vortrags, den der Autor im Rahmen eines Vortragszyklus im Rahmen des Studium Generale an der Universität Heidelberg zur Thematik der „Erfahrung des Fremden“ hielt und der im Börsenblatt vom 28. 7. 1992 zum ersten Mal abgedruckt wurde. Wir danken dem Autor für die Genehmigung zum neuerlichen Abdruck. red.

Karl Dedecius

Die Aneignung des Fremden in der Sprache

I.

Ich wäre kein Übersetzer, wenn ich das uns aufgegeben und von uns akzeptierte Thema nicht zuallererst beim Wort nähme, vom Wort her angehe, mit Hilfe der Wörterbücher näher zu bestimmen suchte. Jede Übersetzung beginnt mit Überlegungen über den Baustoff, den Rohstoff, die Wörter. Wörter sind in der Tat zunächst ein „roher“ Stoff, den es zu beleben gilt, indem wir ihm Bedeutung zuweisen – Bedeutung durch Deutung. Durch Deutung bekommt das Wort einen Sinn als Gedankenträger. Als Rohstoff, als weiche, formbare Masse, ist das Wort noch unfertig.

Fangen wir also mit der Überlegung an, was uns das aufgetragene Thema durch seine Wörter aufträgt. Der Umgang mit Wörtern unterliegt zwar gewissen konstanten Regeln, aber auch dem unstillen Einfluß bestimmter Inkonsistenzen. Da die einzelnen Wörter in den Jahrhunderten und auf ihrer Wanderschaft von Land zu Land einen ganzen Sack von Bedeutungen angesammelt haben, stehen wir sehr oft vor der Qual der Wahl, wenn wir uns in konkreten Situationen für eine von den vielen Möglichkeiten einer Wortbedeutung zu entscheiden haben.

So geht es uns mit diesem Thema auch, genauer: mit dessen Wortlaut. Je öfter wir ihn lesen, desto stärker empfinden wir die Formulierung „Aneignung des Fremden“ als bedenkenswert, als frag-würdig. Wir befragen also die Wörterbücher nach mehreren Richtungen und kommen zu dem Schluß, daß das Generalthema der Veranstaltungsreihe – „Erfahrungen des Fremden“ – uns mehr behagt, daß *Erfahrung* sympathischer anmutet als *Aneignung*. Wir überlegen also weiter, um dem Thema gerecht zu werden, und finden mit der Zeit heraus, daß ein Übersetzer dem Fremden, der fremden Sprache und Kultur, dem fremden Menschen und Lande, der fremden Geschichte und Gegenwart – mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn er sie *erfährt*, statt sie sich *anzueignen*. Hier füllt uns die sakrosankte Binsenwahrheit ein, eine dichterfürstlich geadelte: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Gehen oder fahren, er-fahren – nicht erobern, nicht aneignen, keine Gewalt antun. Die Qualität der Erfahrung ist eine andere als die der Aneignung. Wieso sie der Sache angemessener, gerechter ist, sollte uns des Nachdenkens wert sein.

Auf diesem Bedenk-Wege läßt uns der Gedanke nicht los, daß Aneignen etwas mit Entwenden, mit Wegnehmen, mit Gewalt und Zwang zu tun haben könnte. Sie sehen: Wörter sind Stolpersteine, die es uns, den Übersetzern vor allem, schwermachen, etwas rasch und unbefangen zu vermitteln. Dabei ist die Wort-Gerechtigkeit nur ein Teil des Problems der Sprache, des Sprechens und Schreibens; darauf folgt die noch schwierigere Aufgabe, die Wörter aneinanderzufügen, aus ihnen Sätze zu bauen,

von kleinerer Wort-Gerechtigkeit zu umfassenderer Sinn-Gerechtigkeit vorzudringen.

Die Termini Wort- und Sinn-Gerechtigkeit wähle ich, weil sie sachlicher und komplexer scheinen als die sonst oft zitierte Übersetzer-Treue. Treue ist ein vager Begriff, Gerechtigkeit berührt alle Ebenen unserer Existenz – die soziale, politische, juristische, wirtschaftliche –, sie beinhaltet eine größere Verantwortung und Verpflichtung. *Gerechtigkeit* ist objektiv meßbarer als die subjektive Treue. Und woran mißt man den Zustand der Idee, der Moral und der Praxis der Gerechtigkeit, wo immer und wann immer diese zur Debatte steht? Am Grad der Fähigkeit, in unseren Überlegungen von uns selbst zu abstrahieren, im Eigenen das Allgemeine gelten zu lassen, den anderen, den Fremden in unser Weltbild einzubeziehen. Dieser Maßstab ist die Achse vom Ich zum Du und dann zum Wir, von der Ego-Zentrik zur Alter-Native. Der römisch-klassische Fixpunkt „alter ego“ setzt sich ab von der Ausgrenztheit und Unnahbarkeit des anderen, er sieht im anderen das andere Selbst, das zweite Ich, den Nächsten nebenan. Der ferne Mikrokosmos ist uns heute wie der verborgene Makrokosmos greifbar, begreifbar nah geworden.

So unfremd wie die Menschen der fernen Kontinente uns heute sein können, so unfremd werden uns, von Tag zu Tag mehr, die einst unverständlichen Zungen. Allmählich wird die „Fremdsprache“ verständlicher, vertrauter. Aber damit das fremde, das andere Selbst auch in unser Selbst-Bewußtsein Eingang findet, brauchen wir die Wörter, die Sprache. Zunächst für das Selbst-Gespräch und dann, auf der weiteren und höheren Stufe, für das Gespräch mit den anderen.

Die *alterni sermones* der Römer bedeuteten das Zwiegespräch, den Wechselgesang, den Austausch von Ansichten und Wertvorstellungen, den Disput zweier oder mehrerer sprachbegabter und sprechwilliger Wesen. Dieser Austausch basiert auch heute noch auf Fragen und Antworten, und dieses Frage- und Antwortspiel hatte das Latein sinnvollerweise *altercatio* genannt (was nicht bedeutet, daß ein Wortwechsel nicht seinen ursprünglichen Sinn verlieren und nicht zum sinnlosen Streit verkümmern kann). So haben ältere Kulturen einiges für uns vorgedacht und in Sprachmustern überliefert.

Die Evolution der Sprachen und Wörter kennt Phasen der Unschuld wie auch solche der periodisch einsetzenden Barbarisierung. So kann das Fremde und der Fremde sowohl Neugier und Wissensdurst wecken als auch Abneigung und Feindschaft hervorrufen. So könnte man den Wörtern und Begriffen immer weiter und tiefer auf den Grund gehen und dabei feststellen, daß unsere Dialoge, zum Teil verkalkt, aber zum Teil auch ewig jung und wandlungsfähig geblieben, alles und jedes sowohl auf den Punkt, den Mittelpunkt, als auch auf die Extreme bringen können. Sie schließen Widersprüche nicht aus und lassen manches Wort sowohl hell als auch dunkel sein, sowohl Bestätigung als auch Verneinung bedeuten.

Was böte uns eine bessere Gelegenheit, über die Sprache nachzudenken, als das Zwiegespräch mit einer anderen Sprache. Das Übersetzen zwingt uns geradezu, unsere Muttersprachroutine zu überprüfen, sich bei den Wörtern länger als sonst aufzuhalten, sie Vergleichen zu unterziehen, ihrem Ursprung nachzuspüren, ihre Deformationen zu bedenken, ihren Reichtum neu zu entdecken, wenn nicht sogar zu erweitern. Ob wir uns im konkreten Fall für diese oder jene Form, diese oder jene Formation

entscheiden, ist stets von großer Bedeutung und hat Konsequenzen. Sie bewirken, ob uns die fremde Kultur in der eigenen Sprache vertraut wird oder fremd bleibt. Auch Fremdes kann unser Vertrauen gewinnen, so wie das längst Vertraute zu befremden vermag. Das wäre nur ein Glied in der langen Überlegungskette im Übersetzungsprozeß, an dessen Ende eine Entscheidung für den einen Modus – einen von den vielen möglichen – stehen muß. Dieser Prozeß ist vielfach kreativ und effektiv: sprachschöpferisch, erkenntnistheoretisch, kulturpolitisch.

Das unbekannte Land, das Fremdland, die *terra peregrina* zu entdecken, ist von großem Reiz; sie wirklich zu erfahren, kostet allerdings beträchtliche Mühe. Diese Mühe ist lohnend. Wer in der Welt von heute anwesend sein will, muß bereit sein, Fremdes zu erfahren. Sonst wird am Ende er selbst sich selbst zum Fremdling. Und deshalb wurde früher *Fremdigkeit* mit gutem Grund *absentia*, *Abwesenheit* genannt. Im Zeitalter der omnipotenten Kommunikation ist die Abwesenheit kein unüberwindlicher Zustand, die Fremde kein Jenseits mehr, niemand ist gezwungen, zu *fremden* oder zu *fremdeln* – fast ausgestorbene Wörter –, also scheu und schüchtern ein Fremder zu bleiben, aus-zu-bleiben.

Übersetzer sind Fremdenführer, die Fremdes zu erfahren helfen. Das spezifisch hochdeutsche Wort *Erfahren* (Erreichen, Erlangen) versteht man heute eindeutig als Zuwachs an Erlebnissen, an Wissen, als Gewinn. Etwas erfahren wollen bedeutet, es erforschen wollen, es verinnerlichen wollen. Wer nichts erfahren will, bleibt ein Barbar. Die Erfahrung verstand man nach Grimms Wörterbuch am Anfang wörtlich: von fahren, eben erfahren. Eine schon etwas fortgeschrittene, spätere Deutung des Er-Fahrens nennt dasselbe Wörterbuch „die Dinge gewahren und vernehmen“, was bereits sowohl Sinnliches als auch Abstraktes einschloß. Wie es der Prediger Salomo in der Bibel von 1483 Kapitel 1 Vers 13 sagt: „und fürsatz in meinem herzen weislich zu suchen und zu erfahren von allen dingen, die do werden unter der sunnen.“ Es ist das gleiche alltagslateinische *quaerere et investigare*, das Luther 1545 dann mit „zu suchen und zu forschen“ wiedergibt. Was aber, fügt der Prediger in Vers 18 hinzu: nicht ohne Mühe, Gram und Beschweris zu machen sei.

Bei späteren Dichtern vertieft und erweitert sich die Wißbegierde des Erfahrung-Suchenden bis in die Nebelfelder der Traumdeutung – „bis wir den Traum erfahren“, so steht es bei Uhland zu lesen. Wir wollen auch zum Geheimnis des nicht festzumachenden Dunklen vordringen, es prüfend ergründen, gewahren, einsehen. Hier beginnt die höhere Schule des Übersetzens, der Hermeneutik. Was da im freien Feld der Alltagssprache so harmlos begann, als ein Sich-Erkundigen, als Rat-Einholen, als Begehen, Befragen, Bedenken, Vergleichen – verliert sich bald im Dickicht dichterischer, philologischer und philosophischer Spekulation. Und deshalb scheint mir Erfahrung gemäßer als Aneignung, das Zueignen zutreffender als das Aneignen.

Der Übersetzer muß mit der – von Sprache zur Sprache anderen – Übersetzungsasymmetrie allein fertig werden. Gutgemeinte, auch geglückte Ratschläge sind nicht immer und nicht überall anwendbar. Ausschlaggebend bleibt das persönliche Erfahren.

Nicht nur die Abstrakta machen uns in den Sprachen zu schaffen, auch die Wortbilder, auch die unterschiedlichen Bildungssysteme der Sprachbenutzer, an die ein Sprachhersteller, der nicht nur zur eigenen Selbstbefriedigung Sätze produziert, denken muß.

Sie sehen, je tiefer wir uns in den dichten Wald der Sprachen hineinwagen, desto dunkler, undurchdringlicher wird es. Aber – diese Schwierigkeiten mobilisieren sonst brachliegende Kräfte und machen erfinderisch. Das Übersetzen wird erst mit den Schwierigkeiten reizvoll.

Am Beispiel der zwei deutschen Wörter – Fremdes und Aneignung –, am Versuch, diese zwei Wörter wörtlich, inhaltlich, formal, sinnlich, sinngemäß zu begreifen, wurde sichtbar, welche Anstrengung, welchen Aufwand es kosten kann, manchmal

muß, wenn wir ein Wort aus einer Sprache in eins der anderen Sprache übersetzen wollen, ja welche Mühe es schon kostet, das deutsche Wort erst einmal deutsch genau zu bestimmen, es in einen Satz entsprechend einzusetzen, ihm die Bedeutung zuzumessen, die ihm in diesem einen konkreten Falle – und nicht in allen anderen – zukommt.

Es ist kein Kuriosum sondern ein Normalfall; wenn vier deutsche Literaturkritiker, Experten ihres Fachs, sich zu einem Disput über ein deutsches Buch zu einem „Literarischen Quartett“ zusammenfinden – wohlgermerkt zu einem Disput über dieselbe Ausgabe desselben Buches desselben Autors, die sie zur gleichen Zeit gelesen haben –, bekommen wir wiederholt vorgeführt, daß sie alle von etwas anderem und ganz anders reden, das heißt, daß sie eins und dasselbe unterschiedlich – als Deutsche deutsch, auf deutsch – gelesen haben, was sie selbst offen zugeben. Und was sie tun, ist, einen Konsens suchen, die Annäherung an einen Sinn, der in den Sprachen der Völker, noch mehr als in der eigenen, nicht aufhört zu changieren, seine Form und seinen Inhalt zu wechseln. Nicht weil sie – die Form und der Inhalt – es selbst tun, sondern weil ihre Benutzer, je nach Standpunkt und Zeitpunkt, es für sie Tag für Tag besorgen.

II.

Bedenken wir, wie viele Dichter es in der neueren deutschen Literatur gibt, deren Dichtung in der Mehrsprachigkeit wurzelt, zumindest an den Kreuzwegen von zwei oder mehreren Sprachen angesiedelt ist, deren Sprache also das Ergebnis eines mehr oder weniger bewußten Übersetzungsprozesses darstellt. Ich denke an Kafkas Spracherfahrungen in Prag, ich denke an Rilkes Jugendgedichte, wie das folgende, das den Titel „Volkswaise“ hat:

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Magst du auch sein
weit über Land gefahren,
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.

Die ersten Spaziergänge der Kindheit, an die sich Rilke in seinen Gedichten erinnert, führen ihn nach Malvasinka, die ersten Mädchennamen, die er zitiert, sind böhmisch: Inka, Anka („Der Engel“). In dem Gedicht „Land und Volk“ wird kein anderes Land und kein anderes Volk liebevoll beschworen als „Böhmen, reich an tausend Reizen“, die erste dichterisch festgehaltene Sprachfaszination gilt dem tschechischen Dichter „Jar. Vrchlický“. Rilke ist von ihm hingerissen: „hat mich Vrchlickýs Buch berauscht?“. Die Besuche tschechischer Kirchen und Klöster, auch die Burg Hradschin und die Dampferfahrten nach Zlichov auf der Moldau prägen Rilke unvergeßliche Bilder ein; sicherlich ist der rhythmische Fluß so manchen Rilke-Gedichts den Moldauwellen nachempfunden, ebenso wie viele Lieder und Balladen der Inspiration der böhmischen Landschaft entspringen. Den ersten Gedichtband „Larenopfer“ (1895) beschließt das Gedicht „Das Heimatlied“. Rilke schreibt darin: „weiß nicht, wie mir geschieht“, wenn er das böhmische Lied von Kajetan Tyl hört; Rilke zitiert es auf böhmisch: „Kde domov můj ...“ („Dort wo mein Haus steht“), als wäre es sein eigenes, in seiner Sprache.

Es verdiente genauere Untersuchung, wieviel die Sprache von Grass dem Kaschubischen verdankt, die von Siegfried Lenz und Bobrowski dem Pruzzischen, die von Bienek dem deutsch-polnischen Grenzland-Schlesisch, die von Celan dem Rumänischen, Russischen, Talmudischen abgewonnen hat. In der Verleihungsurkunde zum Georg-Büchner-Preis (1958) der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt an Paul Celan heißt es: „Seine Übertragungen französischer und russischer Lyrik haben dem deutschen Gedicht neue Sensibilität gegeben.“ Marie Luise Kaschnitz sprach in ihrer Laudatio bei diesem

Anlaß zwar von einer Entrückung vom „Mutterboden der deutschen Sprache“, aber auch, daß der Lyriker, „der falschen Vertrautheit des Alltagsredens enthoben“, imstande wurde, „diese mit so viel Bitterkeit geliebte deutsche Sprache für sich neu zu entdecken und auf neue Weise über sie zu verfügen, schöpferisch und frei“.

Und diese Befruchtung ist gegenseitig. Edmond Jabès berichtet in seinem Beitrag „Wie ich Paul Celan lese“ („FAZ“ 94 vom 22. April 1989) von Celans großem Vertrauen zu den Übersetzern seiner Gedichte, mit denen er „insgesamt zufrieden“ gewesen sei. Trotz ihrer ungeheuren Schwierigkeiten machten es seine Gedichte den Übersetzern vielleicht gerade deshalb unmöglich, von vornherein nach einer leichten wörtlichen Lösung zu trachten und zwangen sie, sich derselben Materie zu bedienen, aus der Celan seine Gedichte auch gemacht hat: „an der Grenze zwischen Licht und Schatten“, „an den Rändern zweier Sprachen von gleicher Statur: der Sprache des Verzichts und der Sprache der Hoffnung“ (Edmond Jabès). Anhand der Übersetzungen der Gedichte Celans ins Französische und in andere Sprachen, die Jabès kannte – Deutsch kannte er nicht –, gelang es ihm, dem Geheimnis der Sprache Celans näherzukommen: „Alle mir bekannten Sprachen helfen mir, in seine mir unbekannt Sprache einzudringen“ (Jabès).

Ich wage es zu behaupten, daß die deutsche Sprache und Literatur einen guten Teil ihres Reichtums aus der Mehrsprachigkeit ihrer Autoren schöpft, weil ihr Schreiben zugleich ein Denken in mehreren Sprachen und Welten war, ein Übersetzen aus einer Wortlandschaft in eine größere, das Schaffen einer reicheren Syntax durch das Weiten des angestammten Satzbaus, durch das Bauen von Sätzen, die sich aus Bausteinen nicht nur eines Sprachsystems zusammensetzen. Vielfalt ist Reichtum, das ist wahr, aber Vielfalt kann auch – unreflektiert, ungeordnet – Chaos bedeuten, eine Verwirrung und Gefahr, die es im Prozeß der Übersetzung zu erkennen und zu vermeiden gilt.

Das eben Gesagte hat Belege und Beispiele. Erlauben Sie nur drei anzuführen:

Elias Canetti, für sein deutsch geschriebenes dichterisches Werk mit dem Nobelpreis ausgezeichnet, bezeichnet sich selbst in dem Essayband „Das Gewissen der Worte“ als „nur Gast in der deutschen Sprache“ (Elias Canetti, „Das Gewissen der Worte“. Essays. Carl Hanser Verlag, München 1976). Die Sprache seiner Kindheit war, obwohl er in Bulgarien geboren wurde, ein spätmittelalterliches Spanisch, das sich unter den von der Iberischen Halbinsel vertriebenen Juden jahrhundertlang erhalten hatte. Mit sechs Jahren kam er nach England, lebte später vorübergehend in Österreich, der Schweiz und Frankreich und wurde schließlich auf der Flucht vor den Nazis endgültig in London seßhaft.

In dem Essay „Wortanfänge“ des oben zitierten Bandes berichtet Canetti über die Umlagerung der Dynamik der Worte, die unter dem Druck der anderen Sprachen auf sein deutsches Schreiben stattgefunden hat. „Die Häufigkeit des Gehörten führt“, schreibt er, „zu neuen Anlässen, Auslösungen, Bewegungen und Gegenbewegungen. Manches alte, geläufige Wort erstarrt im Ringkampf mit einem Gegenspieler. Andere erheben sich über jeden Zusammenhang und erstrahlen in Unübersetzbarkeit. [...] Es geht um eine Art von Übersetzung des Einen ins andere, nicht eine Übersetzung, die man sich als freies Spiel des Geistes aussucht, sondern eine, die [...] von den Konstellationen des äußeren Lebens erzwungen und doch mehr als Zwang (ist).“ Diese Übersetzung, in der er seit vielen Jahren als Autor stecke, sei ihm die deutsche Sprache.

Ähnliches berichtet ein anderer europäischer Autor deutscher Zunge, Carl Jacob Burckhardt, in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels: wie ihm, dem Schweizer, immer wieder neue Fremden – Ostpreußen, Frankreich, Spanien, Österreich, England – zur Heimat wurden; im Sinne Herders und dessen „Stimme der Völker in Liedern“. Burckhardt resümiert: „Unsere innere Heimat können wir in Freiheit täglich erweitern und vertiefen, immerzu können wir

das Fremde und scheinbar Feindliche auflösen und mit seinem Wesen vertraut werden. Jeder wirklich große Gedanke, der innerhalb der Nation gedacht wird, je reiner, je ungetrübt sein heimatlicher Ursprung ist, wird universal werden.“ Und Burckhardt sagt gegen Ende seiner Rede, dieses Vordringen „durch Erlebnis, Erfahrung und Vergeistigung“ sei unsere lebendige authentische Bildung.

Bei einem Berliner Colloquium im Mai dieses Jahres zum „Problem der europäischen Gesellschaften zwischen Identität und Fremdheit“ hatte einer der Referenten, Dr. Bohdan Hawrylyshyn, Jahrgang 1926, gebürtiger Ukrainer, Leiter des Internationalen Management Instituts in Genf (IMI) und jetzt Berater des ukrainischen Präsidenten Krawtschuk und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats des ukrainischen Parlaments, seit 1972 auch Mitglied des Club of Rome, folgende Kuriosität seiner Biografie zum besten gegeben. Sein Vater wurde in Österreich-Ungarn geboren, sein Bruder in der Ukraine, er in Polen, und trotzdem alle drei am gleichen Ort. Sie sprachen ukrainisch und fühlen sich als Ukrainer, nicht als Österreicher, Ungarn oder Polen. Auch als ihr Ort während des Krieges einmal von den Deutschen, dann wieder von den Sowjets besetzt und befreit und regiert wurde, änderte das nichts an der Identität, wohl aber am Sprachvermögen dieser drei Männer. Nach dem Kriege ging ein Teil der Familie nach Brasilien, der Referent nach Kanada, wo er die dortige Staatsangehörigkeit angenommen hat; er wurde bald darauf für 30 Jahre in der französischsprachigen Schweiz seßhaft und half danach wiederum der Ukraine bei der Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit und Staatlichkeit. Der Referent war öfter in Indien als in Europa, er war mehr in Brasilien engagiert als in Portugal. Er mußte das Fremde mehrfach erfahren. Er sagte: „Ich könnte daher ohne weiteres mehrere Identitäten annehmen: ich bin Ukrainer, Kanadier, Europäer und irgendwo natürlich auch Weltbürger.“ So ist das mit der Erfahrung des Fremden, in dessen Sog wir zwangsweise immer mehr geraten.

Auch die diesjährige Jahrestagung des westdeutschen PEN-Zentrums vom 21.-23. Mai in München hatte sich für den Gedankenaustausch ihrer 500 Mitglieder zum Ziel gesetzt „Das Eigene, das Fremde – Die Nähe, die Ferne“ zu diskutieren – womit nur gesagt sein soll, wie allgegenwärtig und wie essentiell das Thema für alle, die mit Sprache beruflich und berufenerweise zu tun haben, ist. Allein die diversen Stasi-Debatten, Diskussionen und Kontroversen der letzten Monate haben uns die Fremde in uns selbst und neben uns, auch die sprachliche, erfahren lassen. Übersehen wir nicht, daß wir innerhalb einer Sprache und einer Landesgrenze auch Fremdes in uns selbst als Alltagsaufgabe zu bewältigen haben – denn Vertrautheit ist nicht angeboren, sondern angeeignet, anezogen, angebildet – oder eingebildet. Ich meine zum Beispiel die soziale Fremdheit oder die regionale, oder die berufsspezifische, kulturelle, oder die religiöse Fremdheit.

III.

Die eigentliche Erfahrung mit dem anderen beginnt, wenn wir den Rubikon der Wörter und Sätze überschritten haben, wenn wir uns endlich auf den Sinn eines Textes besinnen können. Das Übersetzen und die Lektüre von Übersetzungen fremder Literaturen ist ein Erlebnis, das unser Bewußtsein erweitert, vorausgesetzt, es handelt sich nicht um einen Stoff, der sowieso in allen Sprachen das gleiche Strickmuster hat und mit gleicher Wortvaluta gehandelt wird, der auf die gleiche Weise unsere dabei gleichbleibenden Instinkte anspricht. Nein – bereichert sind wir nur durch die Kenntnisnahme und Annahme des anderen, meinewegen des bislang Fremden – durch das Erfahren. Ich darf Sie in eine der Ecken meiner polonistischen Werkstatt führen, um Ihnen dort vorzuzeigen, wie ich durch Lesen, durch Übersetzen, durch Erleben und Erfahren der polnischen Dichtung dem polnischen Geist, seiner Andersartigkeit näherzukommen bemüht bin, ihn in mein Kulturverständnis aufzunehmen versuche. Man sollte meinen, daß die großen Themen der Dich-

tung allen Völkern gemeinsam sind, daß Vaterland, Glaube, Liebe, Verbannung, Tod überall eine ähnliche Rolle spielen und auf ähnliche Weise artikuliert werden. Und doch gibt es von Volk zu Volk Unterschiede, auf die es ankommt, die das besondere Kennzeichen, das Merkmal von Geschichte, Kultur und Literatur – eingefangen in das landschaftsgebundene Wort – ausmachen.

Gedichte vor allem sind die Wegweiser, die uns aus dem Flachland der Äußerlichkeit und Beliebigkeit unserer Kenntnis vom „anderen“, vom „Fremden“ hinausführen, die uns die sonst mehr oder weniger verstellten Intimbereiche der sozialen und politischen Konditionen einsehen lassen.

Mythen, innere Bilder, haben prägende Wirkung, Zwangsvorstellungen, Glaube und Aberglaube sind die von Generation zu Generation weitergereichten Erfahrungsstäbe, psychologische Maßstäbe, die den Lauf der Geschichte mitbestimmen, die über Sieg oder Niederlage im Wettkampf der Ideen mitentscheiden. So wie die innere Medizin die Basis für jede Fachrichtung der ärztlichen Ausbildung ist, so ist auch die Kenntnis der inneren Prozesse eines Volksorganismus die Voraussetzung, diesen ganzheitlich zu erfassen. Das Explosivgemisch der Emotionen, in einer Dichtung enthalten, ist immer eine Anmerkung zur Historie, und zwar in jenem mitentscheidenden Teil, den die Zeitdokumente oft vernachlässigen, wenn nicht verschweigen. So ist das Vaterland für die Polen, seit Jahrhunderten schon, das Existenzthema. Ihm sind sie ausgeliefert, ihm fühlen sie sich verpflichtet, darauf sind sie, sentimental, pathetisch, kritisch und zornig, fixiert. Diesem Thema gelten ihre heftigsten Gefühlsausbrüche.

Vaterland bedeutet in Polen – der spezifischen Tradition, Kultur, Geschichte gemäß – den Entscheidungskampf zwischen Wahrheit und Lüge, Freiheit und Gefangenschaft, Heimmattreue oder Exil, Haß oder Liebe, Leben oder Tod. Vielleicht mehr als woanders, auf alle Fälle anders.

Die Erschütterungen, die Polen in den letzten 50 Jahren erfahren hat, sind an den polnischen literarischen Werken zuverlässig ablesbar. 1939 Opfer von Hitlers Blitzkrieg, mit dem der Völkermord des zweiten Weltkrieges begann; 1939–1945 Widerstand gegen die Okkupationsmacht im Lande und im Exil. Verschleppung von Teilen der Bevölkerung nach Deutschland und in die Sowjetunion; Gefangenschaft, Gefängnisse, Arbeitslager. Der gewonnene Krieg 1945 und der verlorene Frieden danach; Fremdherrschaft – Stalinismus – und dessen Folgen; permanenter Bürgerkrieg, vor allem ideologischer und ethischer Natur; das „Taufwetter“ von 1956, die Aufstände und Revolten von 1968, 1970, 1976, 1980, an denen Intellektuelle und Studenten ebenso beteiligt waren wie die Arbeiter: in Posen, in Danzig, in Nowa Huta, in Städten wie auf dem Lande. Die ruhelose Gesellschaft erhob sich immer wieder gegen das ungewollte Regime und suchte nach dem archimedischen Punkt, von dem aus die geforderte Freiheit, die Demokratie und die Überwindung der aufgezwungenen Trennung von den mitteleuropäischen Traditionen möglich wären. Schließlich der Sieg der „Solidarność“ 1989, freie Wahlen und der ersehnte Pluralismus. Wie dieser Neubeginn verlaufen wird, wird das letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erst zeigen.

Das polnische Gedicht hat die Wechselfälle dieser Entwicklung wahrheitsgetreu und minutiös registriert. Es zeigt, meist anders als wir es aus den Frontberichten des heißen und des kalten Krieges kennen, die Kehrseite der politischen Medaille, verrät anderes über die innere Lage der Nation, als es die offiziellen Mitteilungen tun.

Die in Ostpolen Geborenen, der litauischen, weißrussischen oder ukrainischen Grenzlandschaft und Mischkultur verbunden, nun Treibgut und Spielball der Ost-West- und West-Ost-Völkerwanderung, trafen die Ereignisse besonders hart. Der Krieg hatte sie als erste entwurzelt und in alle Winde vertrieben: nach Sibirien, nach Asien, nach Afrika; wer Glück hatte, geriet nach vielen Umwegen und Strapazen in zivilisierte Zonen: England, New York, Frankreich, Südamerika. Es waren einzelne. Die Masse der aus Ostpolen Ausgesiedelten wurde mehr oder min-

der zwangsweise in den hinzugewonnenen Gebieten in Ost- und Westpreußen und Schlesien angesiedelt, wenn nicht früher schon nach Asien verschleppt, auch viele Frauen darunter, wie die Dichterin Beata Obertyńska:

Taigá

Taigá ... verquollenes Moos
und Sträucher, kniend im Nassen ...
Ich weiß nicht, für welchen Verstoß
sie Gott hier hat wachsen lassen.

Ich weiß nicht, was sie getan,
die Menschen, grau wie aus Särgen,
die über der Neubau-Bahn
ihre Gesichter verbergen ...

Im nassen Gestrüpp, ganz nah,
wo Lagerfunken rot blitzen ...
... Ein Feldmantel, dort und da,
und – ohne den Adler – Mützen.

Der Rauch um den dünnen Ast
beschleicht auch die Birkenknochen ...
... Die Mücken aus dem Morast
schwirmen her, da sie Blut gerochen.

Man weiß nicht, ob Tag oder Nacht
hier robben durch sumpfige Laugen ...
ein Schatten bewacht hier die Nacht,
dem Tag wird es schwarz vor den Augen.

Taigá ... Kadaver und Schrott.
Und Ödnis in Ewigkeit amen.
Ein Abgrund, so scheint's, wo selbst Gott
den Menschen vergaß, seinen Samen.

Der Widerstand gegen die von der Sowjetmacht in Polen etablierten, den Polen fremden Regierungs- und Lebensformen war allgemein. Auch die zunächst Gutgläubigen, in der Jugend sozialistisch oder kommunistisch Beeinflußten, ja Erzogenen, die mit einigem Idealismus dem sowjetischen Entwurf vertrauten, waren bald, um eigene Erfahrung reicher geworden, enttäuscht und schlossen sich der Opposition an.

Czesław Miłosz, zunächst im diplomatischen Dienst Volcpolens, wählte schon 1951, wie es damals hieß, die Freiheit und blieb im Westen. 1950 schrieb er, mit Blick auf Warschau:

Der du Unrecht getan hast dem einfachen Menschen,
Über das Unrecht lauthals lachend,
Umgeben von einer Schar von Narren,
Wo Gut und Böse sich arg vermengen,

Auch wenn sich alle vor dir verneigen,
Dir Tugend und Klugheit anzudichten,
Medaillen zu deinen Ehren prägen,
Erleichtert, noch einen Tag zu leben,

Sei nicht so sicher. Der Dichter merkt es.
Du kannst ihn töten – ein neuer folgt ihm.
Reden und Taten werden verzeichnet.

Für dich wäre besser ein Wintermorgen,
Ein Strick, ein Ast, den die Last gekrümmt hat.

Washington D. C., 1950

Das Gedicht schmückt seit 1980 den Sockel des Danziger Denkmals für die Opfer des Arbeiteraufstands von 1970. Freilich, Miłosz machte im Exil Karriere, wurde in Berkeley Professor und im Jahre 1980 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Die Mehrzahl der Emigranten hatte die Fremde nicht so gut wie Miłosz überstanden.

Das sind zwei Beispiele von vielen – pars pro toto – aus dem Buch „Lyrisches Quintett. Fünf Themen der polnischen Dichtung 1939–1989“, das in der Polnischen Bibliothek des Suhrkamp Verlags im Frühjahr erschienen ist. Dort kann man in 230 Gedichten (Übertragungen) von 148 Autoren nachlesen und erfahren, was die polnischen Dichter in den letzten 50 Jahren zu diesen Themen zu sagen hatten.

IV

Zum Schluß unserer Betrachtung lade ich Sie zu einem Spaziergang im Heidelberger Schloßpark ein. Goethen – in Begleitung einer jungen Dame – werden wir dort nicht mehr lustwandeln sehen, aber wir werden eine Reminiszenz an seinen Aufenthalt in diesem Garten finden; die Spur ist festgehalten in einem Gedicht im Buch Suleika des West-Östlichen Diwans und hat das Blatt des Ginkgo-Baumes zum Gegenstand, das Goethe dort aufgefallen war. Goethen faszinierte die Beschaffenheit des Blattes – wie zwierteilt, und doch eine Einheit –, eines Blattes, das Trennung und Gemeinsamkeit, Fremdheit und Vertrautheit versinnbildlicht, auch die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Sprachen. Hören wir, erinnern wir uns, was dem Dichter beim Anblick des Ginkgo-Baumes einfiel:

Dieses Baums Blatt, der vom Osten
meinem Garten anvertraut,
gibt geheimen Sinn zu kosten,
wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
daß man sie als eines kennt?

Solche Fragen zu erwidern,
fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
daß ich eins und doppelt bin?

Goethes Gedicht vom Ginkgo-Blatt reizt, der botanischen Merkwürdigkeit dieser Pflanze, ihrer Zweilappigkeit und Zweihäusigkeit, ihrer Doppelgeschlechtlichkeit – es gibt schmale männliche Ginkgos, und es gibt runde weibliche – nachzusinnen und die Einzigartigkeit ihrer Fortpflanzung wahrzunehmen. Mit kleinen Unterschieden gleicht der Mechanismus der Fortpflanzung dieses Baumes dem der Tiere, aber auch dem der Kryptogamen, der Sporenpflanzen. Auch hier ein Doppelwesen, ein Sinnbild für das Zwiefache des Übersetzungsprozesses.

Der Ginkgo ist hartnäckig, oft totesagt, oft im Aussterben begriffen, wie das Geschäft des Übersetzens auch, doch immer wieder zu neuer Blüte erwachsen, auch wenn seine anspruchsvollen Blüten erst spät nach 40 Jahren zum Vorschein kommen. Der Ginkgo hat das Mesozoikum, Millionen von Jahren überlebt (man sagt, 250 Millionen Jahre), und er wird auch in Zukunft sein unverwüstliches Wachstum fortsetzen. Seine Fortpflanzung gilt als geschützt und gesichert, wie die der Übersetzungen, Übertragungen, Nachdichtungen auch.

Dort, wo auch nur zwei Menschen irgendwann zum erstenmal zusammengekommen sind, wollten, mußten sie sich einander mitteilen, das heißt das Eigene so oder anders ins andere, dem anderen Verständliche übersetzen. Sprechen ist Übersetzen. Zunächst war der Ginkgo eine Kuriosität, das Übersetzen auch, dann bald ein Rätsel für die Botaniker, wie das Übersetzen für die Sprachwissenschaftler, und schließlich wurde er (es) als Nutzpflanze, sogar Heilpflanze entdeckt, worüber wir uns in Apotheken und in pharmazeutischen Nachschlagewerken kundig machen können. So gibt es Ginkgo biloba als Medizin in fester und in flüssiger Form, sowohl als Heiltee als auch als Wundpflaster. Die Anwendung des Ginkgo wird empfohlen bei Hirnleistungsstörungen – die der sprachlichen Übungen des Übersetzens ebenfalls –, also „bei nachlassender intellektueller Leistungsfähigkeit mit Symptomen wie Schwindel, Ohrensausen, Kopfschmerzen, Gedächtnis- und Konzentrationsschwäche“ (Apothekenprospekt).

Die Chinesen hatten Ginkgo biloba als Medizin bereits 2800 Jahre vor Christus gekannt – die Heilkraft unserer Sprachvermittlung, die ähnlich uralte sein dürfte, sollten wir – hier metaphorisch angeregt – auch unter diesem Aspekt entdecken. Die Hersteller der Arznei garantieren absolute Verträglichkeit und hervorragende Wirkung auf die Funktionen des Energiestoffwechsels. Goethe als leidenschaftlicher Naturbeobachter wußte, warum er Ginkgo biloba zur Sprache brachte und sein Doppelwesen zu einem gereimten Leitbild machte.

Rede des Laudators Franz Richter auf

Hildegard Grosche

anlässlich der Verleihung des Österreichischen Staatspreises für Europäische Literatur an Péter Nádas im Mai 1992 in Wien

Ihnen, verehrte Festgäste, rufe ich jetzt zu: Gate, gate, parasam-gate! Glauben Sie aber, bitte, nicht, dies sei etwas Ungarisches, das ich zu Ehren von Péter Nádas mir abgerungen habe und das zufolge meiner wienerischen Aussprache ins Unverständliche abgeglitten sei. Diese Anrufung trägt für uns alle hier die Garantie der Unverständlichkeit, denn es handelt sich um ein Sanskrit-Mantra aus den Veden und besagt „Geh, geh hinüber ans andere Ufer, setze über, übersetze, werde Bootsmann, werde Fährmann, werde eine Fährfrau wie Hildegard Grosche.“ Mit diesem Mantra ist eine Ursituation des Menschseins beschworen. Wir, die Stromsiedler am heraklitischen Fluß der unaufhaltsamen Bewegungen und Veränderungen, sind durch dieses liquide Kommunikationssystem ebenso getrennt wie auch verbunden: Hier, das agglutierende Ufer der ungarischen Sprache im üppigem Vokalbestand, fast orientalischem Nuancenreichtum, mit den nach verschiedenen Richtungen weisenden Stammeswurzeln, lauter Merkmale eines auch geistig unruhigen, ja unzählbaren Volkes, das erst spät seßhaft geworden ist ... und dort drüben das andere Ufer, wie es von Theologen, sächsischen Kanzlisten und Rechtsgelehrten pedantisch streng begradigt und reguliert worden ist, unsere deutsche Sprache. Und zwischen beiden Ufern die Fährfrau Hildegard Grosche mit einer riesigen Erntefracht jahrzehntelanger Arbeit im Boot, immer den Blick aufs deutsche Ufer, so daß man an Ludwig Richters Überfahrt am Schreckenstein gemahnt wird. Im Rücken aber die warme Sommerglut, welche den Tokayer wachsen läßt. In einer sich betongrau uniformierenden Weltzivilisation wirkt bereits alles Individuelle abweichlerisch, ja rebellisch. Für ein solches Bedürfnis nach dem Ausleben des Ich liefert die Literatur des Westens einen verhältnismäßig abgesicherten Turnierplatz. Die sich da auf ihm herumtummeln, lassen sich in zwei Typen einteilen: die Lyriker und die Epiker. Einerseits die Subjektivität des sich unmittelbar lyrisch aussprechenden Ich, andererseits die angewandte Subjektivität des Epikers, der Gestalten und Handlungsschiffen erfindet, um seine Meinung, seinen Weltanschau in dramatischer Auseinandersetzung vorzuführen. Dann aber gibt es noch eine Sonderklasse von Charaktermenschen, nämlich jene, die ihre Subjektivität ganz in die Dienstbarkeit eines Autors stellen, um ihm den Übergang in eine andere Sprache zu ermöglichen: die Übersetzer. Péter Nádas ist das Glück widerfahren, an eine Fährfrau zu geraten, welche einerseits genügend persönliches subjektives Profil besitzt, um die Schwierigkeit eines solchen Übersetzungswerks souverän zu meistern, andererseits aber wie eine heilige Christophora die Willens- und Arbeitskraft aufbrachte, vor den 1300 Seiten des Werks nicht zu kapitulieren.

Und so liegt ein Werk vor, in dem die vielfältige und reiche Erfahrungssumme, alles was Hildegard Grosche an geistiger Sensibilität, an sprachlicher und ästhetischer Urteilskraft erworben hat, dem Autor zugute kommt. Als Verlegerin hat Hildegard Grosche nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem die osteuropäische Literatur mit László Németh, Tibor Déry, Miklós Mészöly dem deutschen Leser zu erschließen versucht, also Literaturen, deren Ehrgeiz nicht der vifenen Reaktion gegenüber modischen Trends galt, sondern die versuchten, aus ihren nationalen und europäischen Wurzeln Kräfte zu gewinnen, welche es ihnen ermöglichen konnten, den Bedrohungen der Zeit die Stirne zu bieten. Als dann zufolge des global auf dem Weltmarkt der Literatur in Bewegung geratenen Kapitals diese private Initiative der Verlegerin Grosche erstickt wurde, hat sie ihre Übersetzungsarbeit intensiviert. Was lesen wir nun wirklich, wenn wir den deutschsprachigen Péter Nádas in die Hand nehmen? Wie uns der Dichter selber bestätigt, ist es ein gut Teil von Hildegard Grosches unbestechlichem Geschmack und ihrer Sprachweisheit, denen es gelungen ist, ein so spezifisch in der ungarischen Sprache wurzelndes Kunstwerk für die Deutsch sprechende

Welt zu gewinnen. Homer hat erst vor 200 Jahren seinen epochalen Johann Heinrich Voss gefunden, Péter Nádas schon heute seine Hildegard Grosche.

Hans-Theo Asbeck † (1908-1992)

Er war einer der Treuesten über viele Jahre. Ich bin Dr. Asbeck beim 2. Esslinger Gespräch in Boll zum ersten Mal begegnet. Das erste Gespräch auf dem Spazierweg zwischen Akademie und Ort ging – worüber wohl? – ums Übersetzen. Später hat er sich immer wieder, mit großen Kenntnissen und ruhiger Kooperationsbereitschaft, zur danach begründeten skandinavistischen Sprachgruppe geschlagen. Er wußte Bescheid, bis hin zum Finnischen. Daß er Spanisch konnte, bewiesen seine Gedichtübersetzungen. Er war ein fester Mitarbeiter im Straelener Niederländisch-Lyrik-Projekt. Von der Mitgliederversammlung in München in diesem Jahr versuchten wir ihn noch telefonisch zu erreichen: warum er nicht gekommen sei. Jetzt ist er, in den letzten Jahren schon nicht mehr ohne Gebrechen, kurz nach dem Umzug ins Altersheim nach Dießen gestorben. Wir verlieren einen Freund.

Ulrich Bracher

Eveline Passet

Nachgetragene Gedanken zum „Abfloskeln“ der Übersetzer durch die Presse

Die Übersetzung sei „fulminant danebengegangen“. Der und der mag ja „an sich“ ein guter Übersetzer sein, „aber das kann er einfach nicht“. Die Übersetzer aus den neuen Bundesländern haben einfach eine „biedere“/„langweilige“/„steife“ ... Sprache (Weststandpunkt); die Übersetzer aus den alten Bundesländern „können einfach kein Deutsch mehr“ (Oststandpunkt). „Also die Übersetzung, ich weiß nicht ...!“ Der einstige (längst verstorbene) Übersetzer von XY hat „mit seiner miserablen Übersetzung die Rezeption des Autors im deutschsprachigen Raum jahrzehntelang verhindert“. Undsoweiter, undsofort.

Es ist wohl der von Karin Graf im Juni 1990 im LCB organisierten Veranstaltung zur Übersetzungskritik (siehe DER ÜBERSETZER, Nr. 7/8, 1990) zu danken, daß ich seither doppelt aufhorche, wenn Übersetzungen kritisiert werden. Die obige Auflistung ist nur ein Bruchteil dessen, was ich in den letzten anderthalb Jahren aus *Übersetzer-Mund* zu hören bekam. Bei neun von zehn solcher Aussagen wurde nie der Ansatz einer Begründung versucht – auch nicht, wenn ich fragend nachhakte. Statistisch verschwindend waren darüber hinaus die positiven Bewertungen – selbst die „abfloskelnden“. Deshalb möchte ich die seinerzeit im ÜBERSETZER erhobenen zehn Grundforderungen an die Rezensenten auch an uns richten.

Andreas Rossmann

Wo der Steinbruch zur Goldmine wird Übersetzen fürs Theater: Die Ungerechtigkeit der Honorierung fordert eine europäische Lösung

Als die Dramaturgische Gesellschaft 1978 ihre Jahrestagung in Berlin abhielt, widmete sie sich auch dem Problem des Übersetzens. Dabei kam es zu einem Zwischenfall. In der Diskussion zum Thema erörterte Elmar Tophoven, der Übersetzer von Samuel Beckett, ein paar knifflige Fragen, die ihm dessen Stücke aufgegeben hatten, stellte Varianten vor, um ihre Vor- und Nachteile abzuwägen, und zeigte Grenzen der Übersetzbarkeit auf, als sich ein Regisseur zu Wort meldete und rief: „Ach, Herr Tophoven, lassen Sie die Varianten doch einfach nebeneinander stehen. Wir suchen uns dann schon das Passende aus.“

Die Anekdote erhellt schlaglichtartig die Haltung, die das Theater gegenüber Übersetzungen einnimmt. Denn was hier für die

zeitgenössische Dramatik punktuell erwogen wird, ist im Umgang mit ganzen Stücken, sind sie nur alt genug und nicht mehr geschützt, gang und gäbe. Soweit ihre Autoren mehr als siebenzig Jahre tot und die Rechte erloschen sind, werden Übersetzungen als Steinbrüche angesehen, in denen sich Regisseure und Dramaturgen nach Belieben bedienen, aus denen sie klauben und nehmen können, was ihnen gerade paßt: Verschiedene Versionen werden kompiliert und verschnitten, variiert und paraphrasiert, eingestrichen und ergänzt, um das so entstandene Mischprodukt als eigene Fassung oder gar Übersetzung auszugeben. Das Verfahren mag billig sein, lohnend ist es auf jeden Fall: Der Bearbeiter kassiert die Tantieme, und der Steinbruch erweist sich als Goldmine.

Es ist weit mehr als ein Trinkgeld, was Regisseure und Dramaturgen auf diese Weise zusätzlich zu Gage oder festem Gehalt einstreichen können. Während die Privatbühnen in den deutschsprachigen Ländern zehn, die öffentlichen Theater in Österreich vierzehn und in der Schweiz fünfzehn Prozent der Kasseneinnahmen als Tantieme abführen, besteht an den öffentlichen Theatern in Deutschland eine Urheberabgabe, die die Häuser entsprechend ihrer Größe in sieben Kategorien gruppiert. In der Spielzeit 1991/92 beträgt sie zwischen 1,20 und 2,43 Mark pro Besucher und ermäßigt sich für teilgeschützte Werke, wie Neuübersetzungen alter Dramen sie darstellen, auf mindestens fünfzig und höchstens achtzig Prozent. Gesetzt den Fall, das so bearbeitete Stück bringt es auf zwanzig Vorstellungen vor durchschnittlich fünfhundert Besuchern, beläuft sich die Tantieme bei einer Abgabe von 1,50 Mark auf insgesamt fünfzehntausend Mark, was der Regiegage an einem kleinen Stadttheater entspricht.

Eine familiäre Variante dieses Verfahrens sieht so aus, daß ein Regisseur, statt den Vorteil selbst zu nutzen, ihn – möglichst als Auftragsarbeit mit garantiertem Fixum – der Ehefrau oder Lebensgefährtin zuschanzt. Daß der Regisseur Peter Zadek mit der Schriftstellerin Elisabeth Plessen zusammenlebt, ist nur insofern von öffentlichem Interesse, als sie häufig als Übersetzerin der von ihm inszenierten Stücke auftritt. Shakespeare wurde schon viel schlechter ins Deutsche gebracht. Aber auch Norwegisch ist, zumindest an unseren Theatern, eine weitverbreitete Sprache: „Deutsch von Elisabeth Plessen“ steht im Programmheft zu Ibsens Spätwerk „Wenn wir Toten erwachen“, das Zadek gerade an den Münchner Kammerspielen herausgebracht hat. Während die Dolmetscher, Bearbeiter und Kompilatoren alter Stücke an den vollen Futtertrögen des Subventionstheaters hängen, fallen für die – überwiegend freischaffenden – Übersetzer zeitgenössischer Dramatik selten mehr als ein paar Krümel ab. Von der Tantieme, die an den Verlag abgeführt wird, erhalten sie, während sechzig, manchmal auch bis zu siebenzig Prozent an den Autor des Originals gehen, lediglich fünfzehn Prozent. In das oben genannte Beispiel eingesetzt, sind das dreitausend Mark für zwanzig Vorstellungen, eine schon überdurchschnittliche Summe, da neue Stücke nur ausnahmsweise auf die große Bühne finden und nur gelegentlich nachgespielt werden. In den meisten Fällen erreicht die Tantieme nicht einmal den Vorschuß in Höhe von eintausendfünfhundert Mark. Obwohl auch dafür noch gute Übersetzer zu gewinnen sind, begnügen sich manche Verlage inzwischen mit Rohfassungen, deren Ausarbeitung sie den Theatern überlassen.

Das Mißverhältnis ist eklatant. Die Klassikerlastigkeit vieler Spielpläne erklärt sich nicht zuletzt aus pekuniären Interessen, und die Gegenwartsautoren haben das Nachsehen. Die europäischen Grenzen sind offen, der lebendige Austausch szenischer Texte aber ist alles andere als selbstverständlich. Die moralische Empörung darüber fällt so leicht, wie sie folgenlos bleiben muß, auch wenn sich an einigen Theatern allmählich die eher von Sparzwängen als Skrupeln bestimmte Einsicht durchsetzt, daß ein und dieselbe Arbeit nicht doppelt, zum Beispiel mit dem Dramaturgengehalt und als Übersetzerhonorar, bezahlt werden soll.

Nicht ganz so schwierig, wie die gängigen Unarten zu unterbinden, dürfte es sein, die herrschende Ungerechtigkeit abzubauen:

Etwa nach dem Modell des „Goethegroschens“, den Heinrich Böll schon in den siebziger Jahren vorgeschlagen hat. Auf gemeinfreie (und von Regisseuren nicht neu „gefaßte“) Werke können geringe Abgaben erhoben werden, die in einen Fonds fließen, um daraus Übersetzungen neuer Stücke – etwa durch die Vergabe von Auftragsarbeiten – zu fördern. Wie sich das Problem stellt, verlangt es nach einer europäischen Regelung.

aus: FAZ vom 31. 12. 1991
mit freundlicher Genehmigung des Verlags

Schäfer Wirtschaftswörterbuch, Bd. I: Englisch-Deutsch

4. überarbeitete und erweiterte Auflage, ca. 50 000 Stichwörter
Verlag Franz Vahlen GmbH, München, 1992, 825 Seiten, DM 118,-

Mit diesem Fachwörterbuch wird den im Bereich Wirtschaftsenglisch tätigen Kolleginnen und Kollegen ein umfassendes Hilfsmittel an die Hand gegeben. Die Gestaltung ist übersichtlich, und die einzelnen Stichwörter sind aufgrund der strikt alphabetischen Zuordnung leicht zu finden (bei feststehenden Begriffen jeweils das erste Wort). Einer langwierigen Erläuterung zur Benutzung bedarf es somit nicht.

Die teilweise recht ausführlichen Erklärungen komplizierter Begriffe sind gerade für den Nicht-Experten hilfreich; erfahrungsgemäß werden schwierigere Fachtexte allerdings meist in die Muttersprache übersetzt, so daß umfangreiche Fachwörterbücher wie das vorliegende für den Zielsprachenbenutzer (also hier den deutschen Muttersprachler) konzipiert sein sollten. Deshalb ist es nicht ganz einzusehen, warum die meisten der Erklärungen auf Englisch geliefert werden.

Interessant übrigens die „Bemerkungen zur Lexikographie“, auch wenn sie vom Übersetzungstheoretischen her keine bahnbrechenden Neuheiten darstellen (allerdings hätte auch dieser Exkurs expliziter auf die Richtung Englisch-Deutsch abgestimmt werden können).

Wünschenswert wäre ein gesondertes Verzeichnis der wichtigsten englischen/amerikanischen und EG-üblichen Abkürzungen, wie es umgekehrt im Band Deutsch-Englisch (der ersten Auflage) vorhanden ist.

Fazit: Ein nützliches Standardwerk für alle, die in nennenswertem Umfang mit wirtschaftlichen Texten konfrontiert werden. Kleine Einschränkung: Einige, quantitativ nicht ins Gewicht fallende Erklärungen wie zum Beispiel die zum „house husband“ (*„joc., live-in lover performing household chores while his mate is on her way to self-fulfilment“*) oder zur Bedeutung von „arms maker“ (*„Waffenschmiede, i. e. German term preferred by the tabloid press, like 'Der Spiegel' and its fellow travelers“*) geben mehr Informationen über die offenbar sehr konservative Weltanschauung des Verfassers als über sprachliche Sachverhalte und wirken in einem professionellen Fachwörterbuch etwas deplaziert. Edith Nerke

Norwich – für Übersetzer immer eine Reise wert

Barbara Heller hat im Sommer 1992 im Übersetzerkolleg in Norwich gearbeitet und sich dort so wohl gefühlt, daß sie die frohe Kunde anderen potentiell Interessierten, aber noch zögernden KollegInnen nahebringen möchte. Der Weg nach Norwich ist denkbar einfach: 1. Man bewerbe sich unter Angabe eines Übersetzungsprojektes, an dem man arbeiten möchte oder schon arbeitet, um ein Stipendium, das in der Gewährung freien Logis (2-Zimmer-Appartement, „wunderschön gelegen“) auf dem Gelände der Universität für zwei oder vier Wochen oder auch für einen längeren Zeitraum besteht. 2. Man trage die Reisekosten selbst, suche sich also aus, ob man mit dem eigenen Auto fahren und dann den Vorteil haben will, die Gegend erkunden zu können, ohne auf Fahrpläne angewiesen zu sein – oder ob man lieber die guten Verkehrsverbindungen nutzen und auch mit dem

Bus binnen fünfzehn Minuten in der Stadt sein möchte. In Norwich kann man zum einen völlig ungestört arbeiten, ist zum anderen aber beim Knüpfen von Kontakten mit Kollegen, sprich Stipendiaten aus anderen EG-Ländern, auf Eigeninitiative angewiesen. Das Kollegium ist an Bewerbern aus EG-Ländern besonders interessiert. Als Ansprechpartnerin steht die Sekretärin des Zentrums zur Verfügung. Da das Appartement sich auf dem Campus befindet, ist es nur ein Fußweg bis zur Universitätsbibliothek, wo wichtige Arbeitsmittel, Wörterbücher, Lexika etc. greifbar sind. Einkaufsmöglichkeiten für alle Dinge des Alltags findet man in der unmittelbaren Umgebung. Die vorhandenen Apartments sind mit Schreibmaschinen ausgestattet, auf Wunsch wird ein Computer zur Verfügung gestellt.

Bewerbungen an: The British Centre for Literary Translation
School of Modern Languages und European History
University of East Anglia
GB-Norwich NR4 7TJ
Telefon 0603/56161 ext. 2737

Leserbrief zum Beitrag von Lisette Buchholz im Übersetzer 3-4/1992

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

mir ist etwas ähnliches widerfahren, und zwar mit einer Übersetzung aus dem Hebräischen, die ich Anfang dieses Jahres für einen Verlag in Frankfurt ausgeführt habe.

Zwei erste, schon im voraus im Dezember davor abgelieferte Kapitel wurden von der Verlagsinhaberin als „hervorragend“ bezeichnet. Auch der restliche Teil des Manuskripts war nach Meinung der gleichen Dame „ausgezeichnet“. Dann kam erst einmal lange Zeit nichts.

Sehr viel später erfuhr ich vom Ehemann der oben genannten Dame, meine Übersetzung müsse stark überarbeitet werden und das Erscheinen des ganzen Werkes verzögere sich deshalb um einiges. Aber mir wurde zugesichert, ich werde korrigierte Ausdrucke erhalten. Dann herrschte wieder lange Zeit Ruhe.

Nach weiteren Reklamationen wurde ich beschieden, ich müsse schon auf das Erscheinen des Werkes warten, denn die Korrektur erfolge ausschließlich auf dem Computer. Also warte ich. Als ich schließlich das fertige „Kind“ erhielt und es auszugsweise mit meinem abgelieferten Text verglich, sträubten sich mir die Haare: Der Verlag hatte nicht etwa eine Übersetzung, sondern eine Nacherzählung des hebräischen Originals herausgegeben, ohne sie allerdings als solche zu kennzeichnen. Irgendwann mitten im Text verging der „Lektorin“ dann anscheinend die Lust zum Nacherzählen, und sie beschränkte sich darauf, meinen Text wortwörtlich zu übernehmen. Nur gelegentlich hat sie ihn dann durch im Hebräischen nicht vorhandene, unpassende umgangssprachliche Ausdrücke regelrecht verhunzt, wenn man dieses Wort einmal verwenden darf.

Die gleiche Dame, die meine schöne Übersetzung derart verdorben hat, gilt als das letzte Wort in allem, was mit der Übersetzung hebräischer Literatur ins Deutsche zu tun hat. Sie darf ihr Unwesen treiben, weil ihre Auftraggeber ganz offensichtlich kein Hebräisch können, um sie zu kontrollieren, und sie darf alles, was nicht aus ihrer Feder stammt oder von ihr bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, als schlechte Übersetzung deklarieren.

Dabei bedient sie sich einer flotten Schreibe und setzt kräftige Akzente mit ihrem großzügigen Gebrauch deutscher Teenagersprache – und entfremdet die Übersetzung völlig ihrem Original. Mein Hilferuf – und damit spreche ich sicher vielen Kollegen aus dem Herzen: Wie kann man sich gegen solche Praktiken wehren?

Wie die Erfahrung der Kollegin Buchholz gezeigt hat, praktisch gar nicht, denn der Kunde hat immer recht, weil er bezahlt! Mit kollegialen Grüßen

Miriam Magall, Heidelberg

Eveline Passet

WanderübersetzerIn bietet festes Untermietverhältnis, Möbel, WöBü, Comp. etc. inkl., kein Abstand . . .

Wir Übersetzer verdienen schlecht? Mitnichten. Seit Beginn der 90er Jahre können wir unsere Honorare mit einem Monatsfixum von 1000 bis 1750 DM aus dem Staatssäckel aufpolieren: Den Januar verbringt der Wanderübersetzer je nach Sprache in Arles, Tarazona, Procida oder Norwich, den Februar in Straelen. Von März bis August (bisweilen auch bis November) ist das Programm variabel: im einen Jahr Stuttgarts Schloß Solitude, im anderen Künstlerhaus Kloster Cismar, im dritten Literarisches Colloquium Berlin, im vierten – nun ja – wieder Stuttgart (Schriftstellerhaus), im fünften Lauenburg und dann ... Dann? Ja, dann tanzen hoffentlich endlich auch die neuen Bundesländer im Reigen der *artist-in-residence*-Angebote für ambulant das künstlerische Gewerbe Betreibende mit; andernfalls nimmt der Wanderübersetzer die alte Reiseroute wieder auf. Im September und Oktober tourt er dank Berliner Senat, Baden-Württembergischer Landesregierung, DAAD ... im Land seiner Ausgangssprache oder des Wohnsitzes seines Autors. Mitunter klappt im November oder Dezember eine Lücke, doch selbst hier bieten sich individuelle Lösungen: z.B. ein Kollegiums-Aufenthalt in einem Land, aus dessen Sprache man nicht übersetzt (der Dezember mit seinem Weihnachtsfest gehört ohnehin der Familie, und so bleibt dieses fremdgängerische Unterschlüpfen kurz). Vor einiger Zeit hörte ich den Vorwurf, wir Übersetzer bewürben uns nicht ausreichend zahlreich um Stipendien. Recht hat die Anklägerin: Was soll das ganze überflüssige Gejammer bezüglich der Honorare! Die waren schon immer eine Art Begabtenförderung, eine Sonderauszeichnung, ein Extra.

Wir waren, sind und bleiben: Rentiers. Ursprünglich von Gatten und Gattinnen, heute der staatlichen Kulturförderung.

Und wer da kommt und meckert, er habe Familie und Kinder und so und könne dieses ambulante Leben nicht führen, dem sei gesagt: Schon Rousseau und Marx steckten ihre Kinder ins Heim; das ist noch immer ein Ausweg. Was die Freunde betrifft, so suche man sich einen fürsorglichen Untermieter, am besten einen Anfänger-Kollegen (gern auch weibl.). Und im Zuge der Flexibilisierung aller Bereiche unserer Gesellschaft ist jede kulturell oder sonstwie begründete Verwurzelung ohnehin obsolet.

P.S.: Unbestritten bleibt hier, daß diese Aufenthalte an einem anderen Ort eine Möglichkeit sind, den Sprachschatz und das Wissen über unser jeweiliges Ausland zu aktualisieren, wichtige Recherchen vorzunehmen, Autoren zu treffen, mit Kollegen in Kontakt zu kommen ... Indem wir unsere Arbeit anderen Übersetzern vorlegen können, lernen wir den kritischen Blick darauf. Auch ist jedes Stipendium eine Auszeichnung, ein Bestehen vor einer Jury (nicht selten zusammengesetzt aus Kollegen), folglich eine Anerkennung der eigenen Arbeit. Für viele zudem ein Durchbrechen von Isolation. Und nicht zuletzt: Welt-er-fahrung. Wieder einmal gibt es keine „saubere Lösung“, hier das Gute, dort das Schlechte. Gleichwohl sollten wir versuchen zu erreichen, daß die Übersetzerförderung nicht nahezu ausschließlich an Reisen gebunden bleibt. Und unser wichtigstes Ziel sollte sein, daß die Anerkennung unserer Arbeit zuallererst an den Honoraren sichtbar wird: Immer wieder kursiert das Gerücht von der idealen Situation in den Niederlanden. Was ist das für ein Modell der staatlichen Bezuschussung von Honoraren? Wäre es einbeziehbar in die Verhandlungen über den Goethegroßchen, über den Normvertrag, über die sogenannte „Harmonisierung“ innerhalb der EG (statt uniformisiertem Käse, Tabak, Bier harmonisch-einheitliche Spitzenhonorare)?

Rudolf Hermstein:

Warte, warte nur ein Weilchen ...

In zwanzig Jahren, so haben irgendwelche Futurologen kürzlich über die Nachrichtenagenturen verbreitet, könnten wir mit Gesprächspartnern in aller Welt telefonieren, ohne auch nur ein Wort einer Fremdsprache zu kennen. Computer würden dann „in Echtzeit“ (ohne Verzögerung) übersetzen, was wir zu sagen haben.

Schöne neue Welt! Ich stelle mir vor: Im Januar 2012 greift der Berchtesgadener Altphilologe Schorsch Hubert, dessen neuer Heimcomputer (160 MHz, Hauptspeicher 100 Megabyte, Festplatte 200 Gigabyte) sich als Danaergeschenk entpuppt hat, zum Telefon, ruft beim taiwanischen Hersteller an, tippt die Sprachkombination D-E ein (Chinesisch ist noch im Versuchsstadium) und verbalisiert sein Befremden: „Himmiherrgottsakradizefixhallelujascheißglumpfareckts ...“ Der Taiwaner am andern Ende, wo die Tirade in verstümmeltem Englisch ankommt, hört immerhin das Wort „cache“ heraus, schaut in seine „Antwortliste Reklamationen“ und liest ab: „Multiple disk cache programs may conflict with each other and corrupt hard disk data.“ In Berchtesgaden tönt zeitgleich eine Computerstimme aus der Muschel: „Mehrfach diskette pufferspeicher programme darf konflikt mit jeder andere und bestechlich hartplatte daten.“

Das sei übertrieben, meinen Sie? So schlecht würden Computerprogramme dann nicht mehr übersetzen? Zugegeben, die zitierte Probe kennzeichnet den *heutigen* Stand der „maschinellen Übersetzung“, wie das Computermagazin *PC-Welt* berichtete, das mehrere „Übersetzungsprogramme“ getestet hat. Da aber maschinelles Übersetzen prinzipiell unmöglich ist, solange es keine dem denkenden Menschen ebenbürtige Künstliche Intelligenz gibt (und die rückt in immer weitere SF-Fernen), wird sich daran auch in den nächsten zwanzig Jahren im wesentlichen nichts ändern.

Der Mitarbeiter der *Süddeutschen Zeitung*, der diesen Test Ende 1991 in einer Computer-Beilage des Blattes erwähnte, meinte denn auch: „Bei solchen Ergebnissen (= die zitierte ‚Übersetzungs-Probe‘) fragt man sich nach der Daseinsberechtigung solcher Programme, deren Preise im PC-Bereich von einigen hundert bis zu mehreren tausend Mark reichen.“

Tapfer, tapfer. Er hatte aber wohl die Rechnung ohne den Betriebswirt gemacht, der das finanzielle Wohl seines Verlags gegen übereifrige Artikelschreiber verteidigt. Solche Beilagen sollen nämlich vor allem zusätzliche Anzeigen einbringen, und da wäre es doch unklug, der jeweiligen Branche allzu empfindlich auf die Zehen zu treten. Jedenfalls bekam der kritische Beitrag die unverfängliche Überschrift: „Nicht ausgereift: Übersetzungsprogramme. Der PC als Übersetzer.“ – Sündteure, absolut unbrauchbare Produkte „Nicht ausgereift!“ Will sagen: „Warte, warte nur (noch) ein Weilchen ... (inzwischen kannst du ja schon mal ein Pröbchen nehmen).“

So tragen Futurologen-Schwachsinn und gesundes Profitstreben dazu bei, daß der Mythos von der maschinellen Übersetzung am Leben erhalten wird und der „Humanübersetzer“ das Fürchten lernt.

Apropos: Wozu das Wortungetüm „Humanübersetzer“, das seit Jahren sogar in den *BDÜ-Nachrichten*, dem Organ des Bundesverbands der Dolmetscher und (Fach-)Übersetzer, ohne Anführungszeichen herumgeistert? Als das elektrische Klavier aufkam, hat doch auch keiner von „Humanpianisten“ gesprochen.

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien. Verlag: IG Medien. Verantwortlich: Burkhard Kroeber, Hohenzollernstraße 83, W-8000 München 40. Redaktion: Silvia Morawetz, Turnerstraße 31, W-6900 Heidelberg; Renate Orth-Guttmann, Sachsenhäuser Landwehrweg 82, W-6000 Frankfurt 70; Denis Scheck, Südwall 18, W-4172 Straelen. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, W-7024 Filderstadt (Bonlanden).